

1. Kapitel

Verschwitz und erschöpft von ihrem morgendlichen Waldlauf presste Maria in der Küche ihrer kleinen Wohnung am Wiener Stadtrand Orangen aus, als das Telefon klingelte. Um acht Uhr morgens rief für gewöhnlich niemand bei ihr an. Ihre Freunde wussten, dass sie um diese Zeit entweder schlief oder sich im Wald herumtrieb. Auch ihre Eltern meldeten sich nur einmal in der Woche, nämlich Samstagnachmittag. Sie ignorierte das Geräusch. Nur wenige Minuten später – Maria war gerade auf dem Weg unter die Dusche – läutete es erneut. Beim zehnten Klingeln hob Maria genervt ab.

»Dem Alten geht es nicht gut. Mit uns redet er ja nicht, und er verlangt immer nur nach dir«, meldete sich, ohne ein Wort der Begrüßung, ihre Tante Elisabeth, Onkel Konstantins Frau. Es folgte ihre üblich Tirade auf das angeblich unvernünftige Leben des Großvaters, der Konstantin den Hof nur zur Nutzung, nicht aber als Besitz übergeben hatte. Sie gab sich keine Mühe, den Hass auf ihren Schwiegervater zu verbergen. Als Tante Elisabeth Atem holte, um weiterschimpfen zu können, fragte Maria, was dem Großvater denn fehle, ob es schlimm sei. »Von mir aus kann er zum Teufel gehen – und was er mit dem Arzt geredet hat, hat er mir natürlich nicht gesagt.«

Maria beendete das Gespräch, bevor Elisabeth wieder mit ihrem Gezeter beginnen konnte, duschte in Windeseile, packte das Nötigste für ein paar Tage zusammen und setzte sich sofort in ihr Auto. Einen Arzt hatte der Großvater zuletzt gerufen, als er vor fünfzehn Jahren beinahe an einer Blutvergiftung gestorben war. Maria zählte damals sieben Jahre. Wenn er sich jetzt an einen Arzt wandte und freiwillig mit Tante Elisabeth sprach, musste es ernst sein.

Als Maria eineinhalb Stunden später in Pontschach ankam, sparte sie sich den Umweg über Onkel Konstantins Hof und fuhr direkt zum Haus ihres Großvaters. Der lag im Bett und dem Geruch im Zimmer nach zu urteilen, tat er das schon längere Zeit. Eine ungeheure Wut packte Maria: Tante Elisabeth hatte dem alten Mann nicht einmal die Bettwäsche gewechselt und – so dünn und eingefallen wie er aussah – ihm auch nichts zu essen oder trinken gebracht.

»Sie hat keine Schuld, ich hab mich ja auch nicht gemeldet«, verteidigte der Großvater seine Schwiegertochter. »Gut, dass ich vergessen hab, das Licht in der Küche auszumachen«, sagte er, »sonst wär' ich jetzt vielleicht schon tot. Der Dino ist gekommen. Nach vier Tagen ist es ihm aufgefallen, dass bei mir jede Nacht das Licht brennt, er mich aber tagsüber nicht im Garten sieht.«

»Na großartig – und da lachst du noch? Dein eigener Sohn kümmerst sich nicht darum, was aus dir hier wird!«, rief Maria empört und

begann, Zimmer und Großvater in einen ordentlichen Zustand zu bringen. »Was ist mit dir passiert? Du hast sogar den Doktor geholt – was ist los?«, fragte sie besorgt, doch der Großvater wehrte alle Fragen nach seinem Gesundheitszustand und der Meinung des Arztes ab.

»Ich hab nichts Außergewöhnliches. Ich wollte nur ein bisschen Gesellschaft haben, jetzt, wo ich nicht aufstehen kann. Deshalb hab ich dich rufen lassen.«

»Blödsinn, lüg mich nicht an! Ich wäre am Wochenende ohnehin gekommen, also sag die Wahrheit!«

»Also gut!« Der alte Mann lachte fröhlich. »Weil ich den Fraß nicht mag, den die Lisi seit vorgestern herüberbringt, sondern lieber einen schönen Erdäpfelschmarrn haben will, so wie du ihn immer machst!«

»Großvater! Hör auf, sag mir die Wahrheit!«

Das Gesicht des alten Mannes wurde ernst. »Und weil ich dir was erzählen wollte. Aber erst nach dem Erdäpfelschmarrn. Und geh bitte vorher noch zu Lisi und Dino und sag denen, dass du da bist. Ab und zu machen sie sich ja doch ein bisschen Sorgen um mich.«

»Ja, weil die Elisabeth endlich Herrscherin über den ganzen Hof sein will!«, zischte Maria wütend und machte sich auf den kurzen Weg über die Obstwiese zum Hofgebäude hinüber.

Tante Elisabeth war in der Küche mit den Vorbereitungen für das Mittagessen beschäftigt und interessierte sich überhaupt nicht für Marias Anwesenheit. Marias Fragen, was denn nun vorgefallen sei, beantwortete sie mit einem bissigen »Weiß ich doch nicht, der alte Dickschädel redet ja nicht«, und Maria machte sich schnell wieder auf den Rückweg. Sie hatte nichts anderes von ihrer Tante erwartet und wunderte sich, warum ihr Großvater darauf bestanden hatte, dass sie sich bei ihr melden solle.

Im Flur des alten Hauses hielt Maria einen Moment inne und lauschte. Die Tür zum Zimmer des Großvaters stand halb offen, und sie hörte seine regelmäßigen, aber schweren Atemgeräusche. Leise ging sie in die Küche, in der es angenehm kühl war. Die Augusthitze drang nur auf der Südseite in das aus Holz erbaute und mit Lehm verputzte Gebäude, hier auf der Nordseite ließ es sich gut aushalten. Maria liebte dieses alte Gemäuer.

Das Haus des Großvaters stand abseits vom eigentlichen Hofgebäude, durch die Obstwiese davon getrennt. Wie bei allen Familiengeschichten gab es auch in Bezug auf das Haus eine offizielle Version – bestimmt für alle Außenstehenden – und eine inoffizielle, die hinter vorgehaltener Hand nur im Familienkreis weitergegeben wurde. Die offizielle Geschichte besagte, dass Marias Urgroßvater Platz für zwei Verwandte ohne Grundbesitz benötigt und das kleine Haus für sie ge-

baut hatte. So viel Nächstenliebe innerhalb der älteren Generation der Raupacherfamilie war Maria immer unglaublich erschienen, weshalb sie der inoffiziellen Geschichte mehr Glauben schenkte. Dieser Version nach war der nicht gerade menschenfreundliche Urgroßvater unglücklich über seine Zweckerhe gewesen und hatte das Haus errichtet, um ungestört seine flüchtigen Beziehungen mit verschiedenen Feldarbeiterinnen ausleben zu können.

Der Großvater jedenfalls bewohnte das Haus seit dem Tod seiner Frau. Er hatte damals den Hof an Marias Onkel Konstantin, seinen jüngsten Sohn, den er nur Dino nannte, übergeben. Das war vor Marias Geburt gewesen.

Bei seinem Einzug hatte der Großvater das Haus, das lange Zeit leer gestanden hatte, nicht modernisiert, sondern nur das Dach und die Fenster erneuern und es an die Wasserversorgung anschließen lassen. An den Wänden haftete immer noch der uralte Verputz aus Lehm, die Dielen der unbehandelten Holzböden waren abgelaufen und die Stromversorgung stammte aus dem Jahr 1920. Der Großvater besaß kaum elektrische Geräte. Er kochte auf einem alten Holzofen, und wenn es einmal schnell gehen musste, benutzte er einen Gaskocher. Einen Kühlschrank benötigte er nicht, er kam mit dem kleinen Keller aus, in dem das ganze Jahr über eine kühle Temperatur herrschte. Er weigerte sich, einen Fernseher anzuschaffen. Die schmutzige Wäsche brachte er zu seiner Schwiegertochter. Strom benötigte er nur für Licht und sein altes Radio.

Im Gegensatz zu ihren Cousins und Cousinen empfand Maria das alte Haus mit seinen ächzenden Geräuschen nicht als unheimlich. Irgendwann war die Schlafkammer neben der Küche dann nicht mehr das Gästezimmer für alle Besucher gewesen, sondern nur noch »Marias Zimmer«. Sie war die einzige, die auch über Nacht beim Großvater blieb.

Erdäpfelschmarrn hatte er sich gewünscht. Maria war sich zwar sicher, dass das nicht gerade die ärztlich empfohlene Ernährung für einen bettlägerigen alten Menschen war, doch sie begann, auf der Gasflamme die Erdäpfel zu kochen.

Es fiel dem Großvater, trotz Marias Hilfe, sichtlich schwer, aufzustehen, doch er bestand darauf, mit ihr in der Küche zu essen. Das Gespräch dann am Küchentisch drehte sich ausschließlich um Marias Studium und die Frage, welches Thema sie denn nun für ihre Abschlussarbeit an der historischen Fakultät wählen sollte. Die Tatsache, dass sie sich immer noch nicht festgelegt hatte, schien den Großvater, der sonst auf Klarheit und Entscheidungen gedrängt hatte, diesmal zu freuen. Maria bemerkte das mit Erstaunen.

»Bring mich jetzt ins Bett zurück und gib mir eine halbe Stunde Zeit zum Ausruhen. Du musst ja eh noch abwaschen«, scherzte der Großvater, doch dann überfiel ihn eine in Marias Augen ungewohnte Ernsthaftigkeit: »Und dann kommst du zu mir in mein Zimmer. Nimm dir was zum Schreiben mit. Ich will dir ein paar Sachen erzählen, und glaub mir, es ist wichtig, dass du dir Notizen machst.« Maria sah den Großvater besorgt und erstaunt an. »Bitte«, sagte er leise.

Der alte Mann schwieg erschöpft. Sein Blick war immer noch starr auf die rötliche Keramikvase gerichtet, die auf dem Tischchen am Fußende seines Bettes stand. Als ob er der Vase seine Geschichte erzählen würde und nicht seiner Enkelin, die in einem Fauteuil neben ihm saß, einen Notizblock auf den angezogenen Knien. »Wie im Beichtstuhl beim Pfarrer«, dachte Maria, »den hab ich auch nie angeschaut, wenn ich ihm als Kind meine Sünden erzählt habe.«

Es war heiß im Zimmer. Zumindest Maria schwitzte. Der Großvater jedoch schien gar nicht zu spüren, was um ihn herum vorging. Nichts war mehr wie früher. »Wenn ich mich genau so hinsetze, wie ich am Anfang gesessen bin, bevor er angefangen hat zu reden, dann ist alles wieder gut«, hoffte sie. Als sie noch klein gewesen war hatte das immer geholfen. »Zurück-machen« hatte dieses Spiel geheißen. Damals.

Als nach langer Zeit draußen ein Mähdrescher vorbeifuhr, wagte Maria, die Stille zu unterbrechen: »Du hast mir noch nicht gesagt, wo das alles passiert ist.« Das alles. Was war »das alles«? Es musste sich um Dinge handeln, die so schrecklich waren, dass der Großvater kaum über sie sprechen konnte.

»In einem Land, wo wir eigentlich gar nichts, überhaupt nichts, verloren hatten. Bis irgend so ein Meinungsmacher, einer, der das Gleiche studiert hat wie du, festgestellt hat, dass angeblich auch dort überall Germanen leben, oder gelebt haben. Und wegen der Italiener.« Maria konnte vielem, was der alte Mann sagte, nicht folgen. Sie machte Notizen, wie er es gewünscht hatte.

Der Großvater runzelte die Stirn, als suche er nach den richtigen Formulierungen. »Ich hab ja nicht studiert, ich weiß nicht, ob ich das jetzt richtig sage. Aber ich erinnere mich, dass man uns erzählt hat, Dorer seien ein nordisches Volk gewesen und hätten in Griechenland die griechische Kultur begründet. Und der Gotenkönig Theoderich hätte später, als das römische Reich zusammengebrochen war, alles wieder aufgebaut, und als Gote wäre er ja auch germanisch gewesen und deshalb seien der Balkan und Griechenland eigentlich germanisch.« Der alte Mann lachte leise. »An einen Spruch kann ich mich erinnern, der ist immer wieder gekommen: »Das Land der Griechen

mit der Seele suchend. – War das der Goethe? – Ich jedenfalls hab's nicht gesucht, weder mit der Seele noch mit dem Finger auf der Landkarte. Ich wollte da nie hin. Ich wollte den ganzen verdammten Krieg nicht mitmachen. Aber der Hof war versorgt, der Alois und der Johann – den Onkel Hansi hast du ja auch noch gekannt, erinnerst du dich? – die zwei würden ausreichen, den Hof zu versorgen, hat es geheißen, und ich als der jüngste Bruder, ich hab halt Pech gehabt, mich hat man in der Heimat angeblich nicht gebraucht, aber zum Retten des Vaterlands, da würde man mich brauchen.«

Empört über das damalige Urteil schüttelte der Großvater heftig den Kopf. »Reines und unverfälschtes Volkstum wäre dort unten zu finden, haben sie geschwärmt, echtes und zufriedenes Volkstum. Haben wir ja in der Heimat angeblich nicht mehr gehabt. Hast du einmal überlegt, was das heißen soll? Arm sind die Leute dort gewesen in den Dörfern. Sie haben halt angezogen, was schon ihr Vater und ihr Großvater angezogen hat – und deswegen ist es unverfälschtes Volkstum gewesen. Zufrieden waren sie auch – so zufrieden, dass sie in Scharen ausgewandert sind!« Er lachte bitter. »Dafür, dass wir kaum was Germanisches dort unten gesehen haben, hat es von den Herren Ideologen auch eine Erklärung gegeben: Die Türken haben alles Griechentum durch ihre Herrschaft zerstört und Schmutz und Elend über die griechischen Dörfer gebracht. War ja an der Zeit, dass wir Germanen dann endlich gekommen sind, damit wir über 1500 Jahre nach dem Theoderich den Griechen wieder zu ihren Wurzeln verhelfen!«

Er griff zum Wasserglas, das neben seinem Bett stand, und leerte es. Das Gespräch, das Maria angeblich Klarheit über die Vergangenheit des Großvaters und die Geschichte der Familie verschaffen sollte, brachte stattdessen ihre heile Welt zum Einsturz. Es warf einen Berg ungeklärter Fragen auf, die sie nicht auszusprechen wagte, aus Angst, den Redefluss des alten Mannes zu unterbrechen. Sie hatte Angst: Angst, weil sich etwas veränderte und sie würde es nie wieder ›Zurück-machen‹ können. ›Wo genau, Großvater, wo ist das passiert? Und was hast du eigentlich getan? Was willst du mir sagen?‹ Wenn sie es nur intensiv genug dachte, dann würde das Schreckliche, um das es dem Großvater angeblich ging, vielleicht doch noch klar zur Sprache kommen. Und gar nicht so schrecklich sein ...

»Versteh das jetzt nicht als Ausrede«, fuhr er fort und blickte wieder auf die Keramikvase, »ich hätte anders gekonnt. Gut, ich hätte nicht verhindern können, dass ich einrücken muss. Aber was ich dann daraus gemacht hab, dafür bin ich selbst verantwortlich.« Er schluckte mühsam. »Kein Mensch hätte gemerkt, wenn ich zum Beispiel mit Absicht daneben geschossen hätte. Wär' ich halt ein schlechter Schütze gewesen. Unbegabt. Zu blöd, ein Ziel zu treffen.«

›Du hast geschossen, Großvater? Warum? Auf wen?‹

›Vielleicht hätten sie mich dann sogar heimgeschickt, oder zum Erdäpfel schälen in die Küche. Aber nein, ich hab brav gemacht, was man von mir verlangt hat. Schiss hab ich gehabt. Ein echter Feigling bin ich gewesen.«

Maria wagte nicht, sich im Fauteuil zu bewegen. Der Großvater ein Feigling. Der Mann, der sie aus dem Lannerbach gezogen hat, als sie ungeschicktes Kind beim Spielen auf den Felsen ausgerutscht ist. Obwohl er selber immer ein miserabler Schwimmer gewesen ist. Der sich vors Pferd geworfen hat, dem durchgehenden Tier in die Zügel gefallen und selbst ein paar Meter mitgeschleift worden ist, als Maria unbedingt hat reiten lernen wollen. Und der aus dem brennenden Stall des Nachbarn noch die letzten panischen Kühe gerettet hat, als das Dach schon teilweise einstürzte und die Feuerwehr das Gebäude nicht mehr hat betreten wollen. ›Du hast geschossen, Großvater? Auf wen? Warum?‹

Der Großvater schwieg und Maria gab sich einen Ruck und fragte: »Wo genau bist du gewesen? Und was hast du wirklich gemacht?«

Der alte Mann biss sich auf die Lippen und rang verzweifelt die Hände, Tränen traten in seine Augen: »Verzeih mir! Ich hab gemeint, dass ich irgendwann einmal stark genug sein werd, dass ich drüber reden kann. Dir wollt ich es erzählen, nicht meinen Kindern. Dir, weil du dich immer schon für alles interessiert hast, was mit Geschichte zu tun hat. Weil du dich für mich interessiert hast. Du würdest mich verstehen können.« Er schwieg eine Weile. »Ich möchte nicht, dass du mich verachtest. Du hast so ein starkes Gefühl für Recht und Unrecht, schon als du im Kindergarten warst, war das so. Weißt du noch, wie du dem Nachbarjungen die Hölle heiß gemacht hast, weil er zwei Frösche gefangen hat und sie umbringen wollte?«

Maria lachte. »Ich hab ihm gesagt, dass er kein Recht hat, ein Tier zu quälen, weil man so was einfach nicht tut. ›Das tut dem Frosch weh, und ich möchte nicht, dass der Frosch Schmerzen hat,‹ hab ich gesagt. Dann hat er gemeint, dass es nur Frösche sind und ich hab ihn verprügelt.«

Der Großvater nickte lächelnd. »Obwohl es auch nicht Recht ist, jemanden einfach zu schlagen. Doch dann hast du gesagt, dass das Töten von Tieren eine größere Sünde sei als das Schlagen von Tierquälern – und wir haben unsere erste lange Diskussion über Gerechtigkeit und Moral gehabt. Du warst gerade fünf Jahre alt. – Lass mich jetzt ein bisserl schlafen. Ich brauch Kraft, damit ich dir erzählen kann, und ich bin müde, schrecklich müde.«

Maria verstand. »Soll ich dich zum Abendessen wecken?«, fragte sie.

»Ja. Aber lass mir ein bisserl Zeit zum Wachwerden. Dann essen wir und schauen weiter.«

Maria zog die Vorhänge zu, um den Raum abzudunkeln.

»Maria?«

Sie drehte sich um, und zum ersten Mal, seit er mit seiner Erzählung begonnen hatte, sah der Großvater ihr direkt in die Augen: »Sei mir nicht böse! Ich hab Angst.«

Sie strich dem alten Mann über die Wange. »Warum soll ich dir böse sein?« Doch auch auf diese Frage bekam sie keine Antwort.

[...]

6. Kapitel

Es war noch früh am Montagvormittag und noch nicht sehr warm. Maria entschied, ihre Gedanken bei einem kurzen Lauf durch die Hügel zu sammeln. Dabei begegnete sie Onkel Konstantin, der auf einem Kürbisfeld beschäftigt war. Er winkte ihr lebhaft, also musste die Luft rein sein. Elisabeth war sicherlich im Hof geblieben und der Acker von dort aus nicht einsehbar.

»Hast du was gefunden? Ich meine, nur, wenn du mir davon erzählen willst«, fragte Konstantin.

Warum nicht, dachte Maria. »Deine Mutter hat von den Affären gewusst. Sie hat ein paar von den Frauen gekannt. Es war nicht nur eine – und sie hat sich darum gekümmert, alles zu vertuschen.«

Ungläubig schüttelte Konstantin den Kopf. »Sie hat das gemacht? Warum hat sie ihn nur geschützt?«

»Vielleicht hat sie sich selbst geschützt«, meinte Maria, »dann steht sie im Dorf nicht als die betrogene Ehefrau da.«

»Hm, so hab ich es gar nicht gesehen«, brummte Konstantin.

Maria trat von einem Bein aufs andere. Sie war sich nicht sicher, ob sie weiterlaufen oder ihrem Onkel noch ein paar Fragen stellen sollte. »Bleibt alles, was wir hier besprechen unter uns?«, fragte sie ihn.

»Ja. Wenn du mir glauben kannst. Ich meine, wir sind schon zwei seltsame Verschwörer. Jahrelang gehen wir uns eher aus dem Weg – und jetzt, wo der Alte tot ist ...«

»Genau um ihn geht es wieder«, seufzte Maria. »Hast du gewusst, dass er in der kommunistischen Partei gewesen ist?«

Konstantins Gesicht sprach Bände.

»Weißt du«, fuhr Maria fort, »mein Vater könnte es vielleicht noch mitbekommen haben. Immerhin scheint er erst 1950 oder etwas später wieder ausgetreten zu sein.«

Konstantin schüttelte den Kopf. »Aber der Niki ist doch erst zwei oder drei Jahre alt gewesen, wie soll der sich an so was erinnern? Ich hör zum ersten Mal davon.«

»Ich hab es mir fast gedacht. Sag einmal, war Großvater jemals in Griechenland?«, fragte Maria.

»Nicht dass ich wüsste. Von uns war nur die Dora dort. Das aber hat ihn sehr interessiert. Vielleicht wär er gern selbst einmal hingefahren. Wie kommst du denn da jetzt drauf?«

»Nur so«, meinte Maria. »Weißt du, wo er im Krieg gewesen ist?«

Konstantin kratzte sich am Kopf. »Da hat er doch nie ein Geheimnis draus gemacht, dass er Soldat an der Heimatfront gewesen ist.«

»Ich lauf dann besser weiter, bevor mir kalt wird.« Doch nach zwei Schritten hielt sie noch einmal inne. »Hast du jemals seine Narben gesehen?«, fragte sie. Konstantin nickte.

»Und hast du dich nie gefragt, wo er die her hatte?«, fragte sie und trabte in Richtung Hügel davon.

Maria arbeitete sich durch das Bücherregal. Fast pedantisch begann sie mit dem äußerst linken Buch auf dem obersten Regalboden, mit dem Ziel, irgendwann am Abend beim äußerst rechten Buch des untersten Brettes angelangt zu sein. Nach mehreren Stunden Arbeit lag eine ansehnliche Menge an alten, beschriebenen Kalenderblättern auf dem Küchentisch. Da es sich bei den Büchern des Großvaters – mit Ausnahme von Grillparzers und Goethes gesammelten Werken – um triviale Romane handelte, ging Maria davon aus, dass es keinerlei Bedeutung hatte, an welchen Stellen im Buch sie die jeweiligen Zettel vorgefunden hatte.

Sie hatte sich gerade ein paar Brote mit Salami und Käse gemacht, um für die Nachtschicht gestärkt zu sein – alle diese Zettel wollten gelesen werden, als ihr Handy klingelte. Enttäuscht sah sie im Display, dass es Onkel Konstantin und nicht Schwerdtner war.

»Mir ist da noch was eingefallen«, sagte er, »und weil Elisabeth noch mit einer Freundin unterwegs ist, dachte ich, ich ruf dich kurz an.«

»Das ist nett von dir. Was ist es denn?«

»Das mit Griechenland, das ist mir nicht aus dem Kopf gegangen, und jetzt ist mir eingefallen, warum. Ich glaube, er hat die Sprache verstanden.«

»Großvater? Griechisch?«, fragte Maria ungläubig.

»Ja«, bestätigte Konstantin. »Als ich noch klein war, hat er mich ab und zu nach Graz mitgenommen. Und da waren einmal ein paar Touristen, die sehr verzweifelt ausgesehen haben. Ein Polizist hat auf Deutsch auf sie eingeschimpft und sogar mit Verhaftung gedroht, und die wurden immer aufgeregter und haben in einer fremden Sprache miteinander geredet. Da hat mein Vater sich als Dolmetscher angeboten und – nicht sehr flüssig zwar, aber anscheinend doch verständlich – diesen aufgeregten Südländern übersetzt, dass sie zum Fahren in der Straßenbahn eine Fahrkarte brauchen und wo man die kaufen kann. Dann hat der Polizist meinen Vater gefragt, was das für Leute gewesen sind, und mein Vater hat – irgendwie stolz – gesagt: ›Das sind Griechen.‹ – Ich weiß gar nicht, warum ich das unmittelbar danach anscheinend vergessen habe und es mir jetzt wieder einfällt. Hilft dir das weiter?«, fragte er.

»Ich hab jetzt so einen Verdacht, wonach ich suchen muss«, sagte Maria. »Ich dank dir für deinen Anruf.«

»Denk an mich, wenn in zwei Wochen die Telefonrechnung kommt und die Lisi auf dem Einzelbindungsnachweis deine Telefonnummer sieht«, verabschiedete sich Konstantin.

Maria wunderte sich ein wenig über die plötzliche Hilfsbereitschaft ihres Onkels. Doch die Information war wichtig. Griechenland. Sie schob den Teller mit den Broten zur Seite. Das Hungergefühl war weg, statt dessen spürte sie nur noch den Wunsch, in den Zetteln und Kalenderblättern endlich Hinweise auf des Großvaters Beziehung zu Griechenland zu finden.

Es dauerte etwa zwei Stunden, bis sie alle Notizen gelesen hatte. Doch außer Anmerkungen zu den Büchern und Autoren, philosophischen Bemerkungen zum Sinn des Lebens und Einkaufslisten enthielten sie nichts. Frustriert aß Maria ihre Brote, goss sich ein Wasserglas mit Schnaps ein, stürzte es hinunter und legte sich wütend und betrunken ins Bett.

Am nächsten Morgen nahm Maria noch vor dem Frühstück die Fotokartons und setzte sich damit vors Haus in den Garten. Sie hatte einen Kater und keinen Appetit, brauchte aber dringend frische Luft. Sie breitete auf dem Gras eine Decke aus, um darauf die Bilder zu sortieren. Wie lange hatte sie die Fotos schon nicht mehr betrachtet? Es musste mindestens sieben oder acht Jahre her sein. Oder noch länger? Mit dem Ende der kindlichen Ratespiele hatte sie sich eigentlich nicht mehr für die alten Bilder interessiert. Wozu auch. Da sie als Kind sooft damit gespielt hatte, war sie sicher gewesen, alle Fotos und Karten zu kennen und alles über sie zu wissen.

Es fiel Maria schwer, sich zu konzentrieren. Fliegen, Bremsen, Wespen und Ameisen schienen sich an diesem Morgen gegen sie verschworen zu haben. Nach einiger Zeit – es wurde langsam heiß, und Gewitterwolken türmten sich am Himmel hinter Onkel Konstantins Hof – hatte sie den Inhalt der Kartons feinsäuberlich auf fünf Haufen sortiert.

Ein Haufen mit Familienfotos, die außer grimmig oder krampfhaft freundlich dreinsehenden Angehörigen der Raupacherfamilie nichts Geheimnisvolles abbildeten. Ein weiterer mit Bildern von Menschen, die Maria nicht kannte, die aber ebenfalls mehr oder weniger fröhlich in die Kamera starrten. Auf all diesen Fotos war auf der Rückseite meist handschriftlich ein Datum eingetragen oder ein Name vermerkt.

Ein weiterer, kleiner Haufen mit Ansichtskarten, die der Großvater von Bekannten, Freunden oder später auch von seinen Enkeln erhalten hatte. Maria hatte sich gefreut, als sie auf ein paar Urlaubskarten

ihre eigene krakelige Kinderhandschrift erkannte. Dann etwa zwanzig alte Fotos, schwarzweiß, die eine Landschaft oder Dörfer zeigten, die Maria nicht kannte. Und zwischen den Häusern manchmal Männer in Uniform. Und schließlich ein Stapel mit weißen, mittlerweile vergilbten Blättern im Postkartenformat. In einer für Maria unleserlichen Handschrift. Feinsäuberlich in der rechten oberen Ecke mit dem Datum versehen. Jedes Jahr dasselbe Datum. Auf den Tag genau. Lückenlos von 1956 bis 1998. Ohne Unterschrift. Es war Zeit für einen starken Kaffee.

»Studier doch was Praktisches«, hatte ihr Vater zu ihr mit entsetztem Gesicht gesagt, als sie ihm vor fünf Jahren offenbart hatte, sie würde Geschichte und Sport studieren, aber nicht Lehrerin werden wollen. »Architektur zum Beispiel, oder Medizin – du hast doch so gute Noten in Biologie! Was willst du denn später mit diesen Fächern machen, wenn du nicht in den Schuldienst gehst?« Wie immer hatte sich Maria durchgesetzt und die in den Augen des Vaters völlig unpraktischen Fächer studiert. Nun zeigte sich der praktische Nutzen ihrer im Studium erworbenen Kenntnisse.

Gestärkt durch Kaffee und ein kräftiges Frühstück brauchte Maria nicht lange, um die Handschrift auf den Karten als griechische Buchstaben zu entziffern. Als Historikerin hatte sie Altgriechisch gelernt. Zwar war der Text neugriechisch abgefasst, aber das Alphabet hatte sich nicht geändert. Das bloße Entziffern des Textes machte ihr zwar einige Mühe, aber nach etwa einer Stunde war es Maria gelungen, den Text des ersten Blattes lautschriftlich zu transkribieren.

Der Text war nicht unterschrieben und seltsamerweise schien er auch ohne Anrede zu beginnen. Das einzige, was auf einen Briefftext hindeutete, waren das Datum oben rechts in der Ecke und ein seltsames Zeichen, das jedoch keinerlei Ähnlichkeit mit einer Unterschrift aufwies, am Ende des Textes. Bei manchen Wörtern meinte Maria, vom Altgriechischen her eine Bedeutung ableiten zu können, doch sie war sich nicht sicher. Sie musste dringend jemanden finden, der ihr den Text übersetzen konnte.

Sie nahm die nächste Karte zur Hand und stutzte: der Text schien absolut identisch mit dem ersten zu sein. Maria überprüfte es genau. Tatsächlich. Der Text des Blattes aus dem Jahr 1957 unterschied sich in keinem Buchstaben vom Text des Blattes aus dem Jahr davor. Sie nahm das nächste in die Hand. Der selbe Text. Keine Abweichung. Dreiundvierzig Blätter mit einem immer gleichen Text. Nur die Handschrift des unbekanntenen Verfassers wurde im Lauf der Jahre eher unleserlich und am Ende leicht zittrig.

»Warum ist mir dieser Stapel Briefe als Kind nie aufgefallen?«, fragte sich Maria und gab sich die Antwort gleich selbst: Weil der Großvater die Briefe mit den Fotos gemeinsam aufbewahrt und sie sich als Kind nur für die Bilder interessiert hatte.

Was musste das für ein seltsamer Briefschreiber sein. Schickte dem Großvater jedes Jahr zur selben Zeit den immer gleichen Text. Geburtstags- oder Namenstagsglückwünsche schieden aus. Eine Drohung? Eine Erinnerung an etwas, das der Großvater nicht vergessen sollte? Maria schaute noch einmal auf das Datum: der sechste Oktober. Der Tag, an dem der Großvater immer alleine in die Kirche gegangen war.

Maria rief Aron Schwerdtner an. »Du musst heut Abend kommen«, bat sie, »egal wie spät.«

»Ist was passiert?«, fragte Schwerdtner besorgt. »Geht es dir nicht gut?«

»Ich weiß nicht, wie es mir heut Abend gehen wird, aber Aron, ich hab es gefunden. Ich bin mir sicher, dass ich gefunden hab, wonach ich suchen sollte.«

Schwerdtner zögerte. »Ich hab Bereitschaft. Eigentlich muss ich in der Praxis schlafen. Kannst du kommen? Es ist zwar nicht sehr gemütlich hier, aber irgendwie werde ich es schon hinkriegen. Und wenn wir Glück haben, geht es heut Nacht allen Menschen aus Pontschach und Umgebung gut und wir haben unsere Ruhe. Was meinst du?«

»Gut, wann kann ich kommen?«, fragte Maria, und Schwerdtner sagte, dass er ab acht Uhr auf jeden Fall von den Hausbesuchen zurück sei und sie ihn in der Praxis antreffen könne.

Acht Uhr. Es war noch so viel Zeit bis dahin! Wütend lief sie in ihr Zimmer, drehte das Foto des Großvaters um und schimpfte auf das Bild ein.

Nachdem sie sich einigermaßen beruhigt hatte, kehrte Maria in den Garten zurück. Am Zaun stand Tante Elisabeth. »Was machst du denn da?«, fragte sie neugierig und zuckersüß.

»Ich schwelge in alten Erinnerungen, Tante«, antwortete Maria patzig und fragte sich, wie lange Elisabeth schon am Gartenzaun gestanden war und sich den Hals verrenkt hatte. Vielleicht war sie sogar zwischendrin in den Garten gekommen, ohne dass sie es bemerkt hatte. »Was willst du?«, fragte sie barsch.

»Die Rechnung fürs Begräbnis ist gekommen«, sagte Elisabeth und die Süße war aus ihrem Ton verschwunden. »An Dino adressiert. Das kann ja wohl nicht mit rechten Dingen zugehen, oder?«

»Sollen sie die Rechnung vielleicht an Großvater schicken?«, fragte Maria bissig. »Sicherlich kann er aus dem Jenseits noch alles regeln!

Und warum machst du eigentlich Post auf, die an Onkel Konstantin adressiert ist? Weiß er das?«

Elisabeth lief rot an vor Wut. »Misch du dich nicht in unsere Angelegenheiten!«, rief sie. »Anstatt hier faul in der Sonne zu liegen und sich die alten Bilder anzuschauen, könntest du dich um die Klärung der vergangenen Angelegenheiten bemühen, wie das im Testament so schön geheißen hat. Und diese Beerdigung ist auch so eine vergangene Angelegenheit, also kümmere dich gefälligst darum! Schließlich kriegst du dafür Geld, kannst dann ja wohl die Kosten für das Ganze übernehmen.«

»Nein, Tantchen, da irrst du dich«, antwortete Maria, »und über solche Dinge rede ich nur mit Onkel Konstantin. Wenn er auch der Ansicht ist, dass ich die Rechnung für die Beerdigung begleichen soll, die, wie du sagst, an ihn adressiert ist, dann soll doch er vorbeikommen. Er weiß ja, wo ich zu finden bin.«

Schimpfend und fluchend machte sich Elisabeth auf den Weg zurück zum Hof.

»Die alte Hexe«, dachte Maria wütend, »da erbt ihr Mann den ganzen Hof. Die müssten nur ein Stück Vieh verkaufen und schon haben sie das Geld, falls es wirklich knapp sein sollte.«

Sie nahm den Stapel mit den unbekanntem Fotos und die Briefe, brachte sie ins Haus und legte sie auf den Küchentisch. Sollte Tante Elisabeth zurückkommen, was nicht ausgeschlossen war, so hatte sie eher Chancen, die Bilder vor ihr zu verbergen, wenn sie in der Küche weiterarbeitete.

Weiterarbeiten. Sie nahm sich die Fotos vor und betrachtete sie genauer. Keinerlei handschriftliche Vermerke auf der Rückseite bezüglich des Aufnahmedatums. Keine Namen der darauf abgebildeten Personen. Ohnehin schien es sich nicht um Bilder zu handeln, die gemacht worden waren, um Erinnerungen an Menschen zu bewahren. Vielmehr dürfte es dem Fotografen eher um die Aufnahme der Landschaft, des Dorfes oder einzelner Häuser gegangen sein. Maria kannte die Architektur nicht, doch sie war sich nach allem ziemlich sicher, dass es sich um Aufnahmen aus Griechenland handeln musste. Die Uniformen der wohl eher versehentlich aufs Bild geratenen Männer hingegen konnte sie eindeutig zuordnen: Wehrmacht.

Sie bemühte sich, die Gesichter zu erkennen. Irgendwo im Haus musste ein Vergrößerungsglas sein, der Großvater hatte eins besessen. Nach längerem Suchen fand sie die Lupe in der Schublade seines Nachtkästchens. Kein vertrautes Gesicht auf den Fotos. Der Großvater war jedenfalls nicht auf den Bildern. Was den Schluss zuließ, dass er es war, der die Aufnahmen gemacht hatte.

Da war etwas Irritierendes auf einem Bild. Maria hatte es beim ersten Durchblättern achtlos zur Seite gelegt. Das Foto zeigte einen ungepflasterten Weg zwischen zwei ebenerdigen Häusern, die aus Naturstein gebaut waren. Der Weg mündete weit im Hintergrund anscheinend auf einen größeren Platz, auf dem sich ein einstöckiges Gebäude befand, vor dem Menschen standen. Maria griff wieder zur Lupe. Was sie sah, war unscharf und nur grob zu erkennen. Doch vor dem Gebäude waren Menschen aufgereiht, die Arme hochhaltend und die Hände hinter dem Kopf verschränkt.

Maria hatte während ihres Studiums genug über den Zweiten Weltkrieg gelernt, um zu wissen, was dieses Bild bedeutete. Erschießungen. Doch wenn ihr Großvater die Fotos gemacht hatte, hieß das nicht, dass er selbst gar nicht daran beteiligt gewesen sein konnte?

Unwahrscheinlich. »Kein Mensch hätte gemerkt, wenn ich zum Beispiel mit Absicht daneben geschossen hätte. Wär ich halt ein schlechter Schütze gewesen. Unbegabt. Zu blöd, ein Ziel zu treffen.« Waren das nicht die Worte des Großvater gewesen, als er ihr von seinem Leben erzählen wollte?

Maria unterzog die übrigen Fotos einer genaueren Untersuchung. Bei zwei weiteren Aufnahmen stieß sie auf dieselbe Szenerie. Verschwommen im Hintergrund waren aufgereiht stehende Männer zu erkennen. Sie verglich die Strukturen der Häuser und kam zu dem Schluss, dass es sich immer um das gleiche Dorf handeln musste, die Szene auf dem Dorfplatz aber anscheinend von den verschiedenen Zugangswegen her aufgenommen worden war.

Ein Foto, auf dem im Hintergrund die Dorfkirche zu erkennen war, barg ein weiteres Geheimnis: Der Erdhaufen vor der Kirche entpuppte sich bei der Betrachtung durch die Lupe als ein Haufen von menschlichen Körpern. Das Foto war – wie die anderen – aus sehr großer Entfernung aufgenommen worden.

Marias Hände zitterten, und sie wusste nicht warum. Er hat fotografiert, da kann er nicht geschossen haben, sagte sie sich. Und immer noch über drei Stunden, bis sie mit Schwerdtner reden konnte.

Maria zog sich ihre Laufkleidung an und machte sich trotz der mittlerweile unerträglichen Schwüle auf den Weg. Erst als das Gewitter losbrach und der warme Platzregen sie bis auf die Knochen durchnässte, kehrte sie zum Haus zurück.